

# Vertriebene und Flüchtlinge in Gechingen

Fritz Roller - Gechingen

## Vorgeschichte 1938 bis 1944

Beim Thema Flucht und Vertreibung darf man die historischen Ereignisse nicht vergessen, die diesem Geschehen vorausgingen und unendliches Leid über unsere Nachbarn brachten. Nach dem „Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich“ im Frühjahr 1938, forderte Adolf Hitler die ehemals deutschen Gebiete zurück, die Deutschland auf Grund des Versailler Vertrags von 1919 hatte abtreten müssen, zuerst die nun zur Tschechoslowakei gehörenden sudeten-deutschen Gebiete. Um einen Krieg zu verhindern, vereinbarten am 29.9.1938 Chamberlain für Großbritannien, Daladier für Frankreich, Mussolini für Italien und Hitler im Münchner Abkommen die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete an das Deutsche Reich. Am 15.3.1939 marschierten deutsche Truppen in die Tschechoslowakei ein, das Reichsprotectorat Böhmen und Mähren wurde errichtet. Die Unterzeichner des Münchner Abkommens griffen trotz des Bruchs dieses Vertrages nicht ein. Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt (Hitler-Stalin-Pakt) vom 23.8.1939 enthielt ein geheimes Zusatzprotokoll über die Teilung Polens. Nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1.9.1939 erklärten Großbritannien und Frankreich aufgrund ihrer Beistandsverpflichtung gegenüber Polen am 3. September dem Deutschen Reich den Krieg.

Durch ein deutsch-rumänisches Handelsabkommen begann die wirtschaftliche Abhängigkeit der Balkan- und Donauländer als „Versorgungsraum“ des „Grossdeutschen Reiches“. Im Oktober und November 1939 wurden Verträge über die Umsiedlung von Deutschen zwischen dem Deutschen Reich und den Regierungen von Estland, Lettland, Litauen und der Sowjetunion vereinbart. Ein deutsch-sowjetischer Vertrag zur Umsiedlung von Deutschen aus Bessarabien und aus der Nordbukowina in das Deutsche Reich datiert vom 5.9.1940. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Sowjetunion (22.6.1941) liess

Stalin die Wolga-Deutschen nach Sibirien und Zentralasien deportieren. 1942 gab es deutsch-kroatische und deutsch-serbische Verträge zur Umsiedlung der Volksdeutschen in das Deutsche Reich. Präsident Roosevelt (USA) stimmte am 5.12.1943 der Absicht des tschechischen Exilpolitikers Benesch zu, die Sudeten-deutschen aus einem wiedererrichteten tschechischen Staat auszuweisen. Im Oktober 1944 marschierte die Rote Armee in Ostpreußen ein. Churchill erklärte sich im britischen Unterhaus mit einer Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten, die an Polen fallen sollten, einverstanden.

## Flucht und Verschleppung 1944 / 45

Zwischen Dezember 1944 und Januar 1945 wurden von der Roten Armee deutsche Einwohner aus Rumänien, Ungarn und Jugoslawien zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Die Konferenz von Jalta (3. bis 12. Februar 1945, Stalin, Churchill, Roosevelt) beschloss, dass Polen für Abtretungen der östlicher Teile seines Staatsgebietes an die Sowjetunion im Westen die deutschen Ostprovinzen erhalten sollte. Eine endgültige Festlegung wurde bis zu einer Friedenskonferenz vertagt. Sie kam jedoch nicht zustande. Von Februar bis April 1945 wurden aus den von der Roten Armee besetzten Gebieten mehrere hunderttausend deutsche Frauen und Männer zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert. Bis zum Frühjahr 1945 floh ein Großteil der Bevölkerung Ost- und Westpreußens, Pommerns, Ostbrandenburgs und Schlesiens. Noch vor Kriegsende errichtete die polnische Regierung eigene Verwaltungsbezirke (Woiwodschaften) in Masuren, Pommern, Nieder- und Oberschlesien sowie Danzig. Im April/Mai 1945 kapitulierte die ostpreußische Hauptstadt Königsberg und die schlesische Hauptstadt Breslau. Adolf Hitler beging in Berlin Selbstmord. In Prag begann der tschechische Aufstand und der Terror gegen die deutsche Bevölkerung. Am 8. Mai 1945

unterschrieb General Keitel die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

## Terror und Vertreibung 1945 / 46

Hunderttausende von Deutschen wurden zwischen Mai und Juni 1945 durch polnische Miliz aus den deutschen Ostgebieten über Oder und Neiße nach Westen getrieben. Im Juni mussten die Polen ihre an die Sowjetunion gefallenen Gebiete verlassen. Gleichzeitig begann die Vertreibung der Sudetendeutschen. In der Forschung wird von „wilden Vertreibungen“ gesprochen. Die Charta der Vereinten Nationen in San Francisco (26.6.1945) schloss deutsche Vertriebene ausdrücklich von der internationalen Flüchtlingsfürsorge aus.

Die Potsdamer Konferenz (17.7. bis 2.8.1945 mit Stalin Churchill/Attlee, Truman) verkündete die Umsiedlung der verbliebenen deutschen Bevölkerung aus den Polen zugesprochenen Gebieten wie aus der Tschechoslowakei und Ungarn nach Deutschland, die sogenannte „geregelte Vertreibung“.

Die Ausweisung der Deutschen wurde auch im Herbst und Winter 1945/46 fortgesetzt. Von Januar 1946 bis Herbst 1947 betrieb die Tschechoslowakei die Ausweisung der Sudetendeutschen mit Bahntransporten.

## Einrichtung von Hilfsstellen

Die ersten Hilfsstellen der Sudetendeutschen, Schlesier und der Volksdeutschen aus Südosteuropa wurden in Württemberg im August 1945 als Selbsthilfeorganisationen ohne staatliche Unterstützung eingerichtet. Im November 1945 wurde in Württemberg-Baden ein „kommissarischer Sachbearbeiter“ für Flüchtlingsfragen bestellt.

Der Länderrat - die Länder in der amerikanisch besetzten Zone: Groß-Hessen, Württemberg-Baden und Bayern - institutionalisierte am 11. November 1945 einen „Länderausschuss Flüchtlingsfürsorge“. Der Länderrat rief im April 1946 erstmals internationale Hilfe zur Lösung des Vertriebenenproblems an. Da es den Assimilationsbestrebungen der Alliierten widersprach, initiierten diese im April/Mai 1946 ein Verbot der Tätigkeit der Hilfsstellen für Vertriebene. Sie wurden durch den Alliierten

Kontrollrat verboten, ebenso Vereinigungen der Vertriebenen.

Am 11. Oktober 1946 fand eine erste Interzonenkonferenz aller für die Vertriebenen zuständigen deutschen Verwaltungsstellen statt.

## Vertriebenenorganisationen

Zum 1. Januar 1947 wurden die amerikanische und die britische Besatzungszone als wirtschaftliche Einheit mit dem Namen „Bi-Zone“ zusammengeschlossen. Die amerikanische Militärregierung gestattete den Flüchtlingen im März 1947 die Bildung nichtpolitischer Organisationen. Dagegen bestand in der britischen Zone das Koalitionsverbot für Organisationen der Vertriebenen bis 1949.

Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland wurde 1949 das Bundesministerium für Angelegenheiten der Vertriebenen eingerichtet. Nach der Aufhebung des Koalitionsverbotes konnten sich im selben Jahr die bestehenden Landesverbände der Vertriebenen zum Zentralverband der vertriebenen Deutschen (ZvD) und die Landsmannschaften als Vereinigte ostdeutschen Landsmannschaften (VOL) zusammenschließen. Sie trafen am 20. November 1949 in Göttingen eine Vereinbarung, dass die Betreuung der sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben durch den ZvD, heimatpolitische und kulturelle Aufgaben durch die VOL wahrgenommen werden sollten.

## Gründung der Bundesrepublik Deutschland

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges regelte das Potsdamer Abkommen (August 1945) der vier Alliierten deren Besatzungspolitik. Die fünfte Aussenministerkonferenz der Siegermächte wurde angesichts grundsätzlicher Differenzen zwischen den Alliierten abgebrochen. Amerikaner und Briten trieben die Schaffung eines deutschen Staates aus den drei Westzonen voran. Nach Genehmigung durch die Westalliierten konnte das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland am 23. Mai 1949 verkündet werden. (Aus „Landeszentrale für politische Bildung 2/2000“)

## Vertriebene in Gechingen

Ein besonderer Ausschuss des Gemeinderates

mit dem Bürgermeister war für die Einweisung und Unterbringung der Vertriebenen zuständig. Dass es dabei zu Protesten seitens der betroffenen Einheimischen kam, war natürlich und nicht zu verhindern. Die räumliche Enge führte zu vielen Auseinandersetzungen und es dauerte lange, bis sich die verschiedenen Lebensarten der Menschen einander angleichen!

Trotz aller Reibereien haben Vertriebene und Einheimische von einander gelernt und sich gegenseitig angenommen. Die Unterschiede sind verschwunden. Heute fühlen sich die Vertriebenen und ihre Nachkommen zu Recht als eingesessene Geringer.

## Auszüge aus den Akten

Der Landrat schrieb am 10. November 1945 an die Gemeinden:

„Vorbereitung für die Ostflüchtlinge. Bis heute steht noch nicht fest, ob, wann und wieviele Flüchtlinge im Kreis eintreffen. Nach Erfahrungen in anderen Kreisen muss damit gerechnet werden, dass auf etwa 10 Einwohner 1 Flüchtling kommen wird, was sich teilweise auf bis zu 4 Flüchtlinge auf 10 Einheimische erhöhen kann“.

„Jeder Bürgermeister muss sich sofort Gedanken machen, wo und wie er die Vertriebenen unterbringen kann. Da keine Massquartiere vorhanden sind, muss Privatraum bereitgestellt werden. Über die Schwierigkeiten ist sich das Landratsamt bewusst. In dieser furchtbaren Not müssen alle Bedenken der Gemeinden und des Einzelnen zurücktreten. Bis zum 17.11.1945 wird dringend um Bericht gebeten, wieviele Personen, bei Anlegung des strengsten Massstabs, untergebracht werden können.“

Der Bürgermeister antwortete am 16.11.1945:

„Bei Anlegung eines strengen Massstabes können in hiesiger Gemeinde etwa 80 Personen untergebracht werden.“

Im April 1946 sandte das Landratsamt Anweisung und Richtlinien zu Aufnahme von Flüchtlingen.

Darin heisst es unter anderem: „Es wird angenommen, dass ab April 1946 etwa 100 000 Flüchtlinge kommen. Mit einer Zuteilung von 10% der Einwohner ist zu rechnen. Die Bevölkerung ist weitestgehend zur Mitarbeit

heranzuziehen und dient der Herstellung eines lebendigen Kontakts zwischen Einheimischen und Vertriebenen. Das Problem der Unterbringung kann gemeistert werden, wenn alle ihre Phantasie und Aktivität dafür einbringen.

Die Ernährung und Verpflegung der Vertriebenen ist Sache des Landesernährungsamtes, der Kreise und der Gemeinden. Familien mit Kinder sollen in Privatquartieren untergebracht werden. Jugendliche ab 14 können gegebenenfalls in Nachbarhäuser eingewiesen werden.

Die Vertriebenen werden im Saal einer Gaststätte begrüsst, verpflegt, und in die Ortsverhältnisse eingewiesen. Sie bekommen Lebensmittelkarten und werden dann auf die Quartiere verteilt. Das innere Widerstreben seitens der einheimischen Bevölkerung gegen die Aufnahme von Vertriebenen ist zum Teil sehr deutlich zu spüren. Deshalb wird auf folgendes hingewiesen:

1. Die Zuweisung der Flüchtlinge erfolgt auf Anordnung des alliierten Kontrollrates in Berlin. Keiner kann sich dem entziehen, je hilfreicher der Einheimische ist, desto leichter macht er es sich selbst.

2. Die Zuweisung stellt auch einen Schutz der Einheimischen dar. Ein unorganisierter Druck von Ost nach West würde das Land in einen Elendszustand mit Raub, Hunger, Epidemien und Plünderung stürzen.

3. Ein jeder soll nach seinen Kräften dem Flüchtling so begegnen, wie wenn er an dessen Stelle wäre.

4. Es liegt im Interesse aller, dass Vertriebene und Einheimische allmählich miteinander verschmelzen. Die Vertriebenen müssen nach einiger Zeit die gleichen Rechte und Pflichten haben.

5. Wo aber Freiwilligkeit bei der Aufnahme nicht ausreicht, muss mit Zwang das Ziel erreicht werden. Dazu gehört die Beschlagnahme von Wohnraum und Einrichtungsgegenständen.

6. Über den Plan, die Evakuierten aus der amerikanischen Zone wieder in ihre Heimat zurückzuführen, wird noch Weisung ergehen. Es handelt sich nur um die amerikanisch besetzten Gebiete Nord-Württemberg, Nordbaden, Bayern und Hessen.“

## Wer ist Flüchtling?

### Ostflüchtling:

Deutsche aus Gebieten östlich der Oder und der Görlitzer Neisse, aus Polen, Österreich und der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Schweiz: Deutsche aus diesen Gebieten.

### Transportflüchtlinge:

Deutsche, die in organisierten Transporten einem deutschen Gebiet auf Anweisung des Kontrollrates oder einer Militärregierung zur Unterbringung zugewiesen sind.

### Schwarztransporte:

Deutsche, die nicht in geschlossenen Transporten, aber ohne Zustimmung der Militärregierung oder der deutschen Behörden die Aufnahme in einem deutschen Gebiet suchen.

### Einzelflüchtlinge:

Deutsche, die nicht in geschlossenem Transport reisen und keine erforderlichen Papiere haben, aus denen ihr früherer Wohnsitz hervorgeht.

### Ambulante Flüchtlinge:

Deutsche, die nach der Flucht oder Evakuierung den ihnen zugewiesenen Platz verlassen und nach eigenem Ermessen einen neuen Wohnsitz suchen oder wechseln.

### Flüchtlingsfamilie:

Deutsche, die als Grosseltern, Eltern oder Geschwister in verwandtschaftlichem Verhältnis stehen.

### Entlassene Kriegsgefangene:

Sie gelten als Flüchtlinge, wenn der frühere Wohnsitz in den oben angeführten Vertriebungsgebieten war.

## Hausratssammlung vom 10. März 1947

Am 10.03.1947 wurde die Gechinger Bevölkerung zu einer Wäsche- und Hausratssammlung zu Gunsten der Flüchtlinge und Vertriebenen aufgerufen. An Spenden wurde aufgelistet:

### Frauenwäsche:

50 Hemden, 5 Unterröcke, 24 Schlüpfen,  
7 Bettjacken, 3 Leibchen, 38 Mädchenhemden,  
22 Unterröcke

### Frauenkleider:

14 Kleider, 6 Blusen, 17 Schürzen,  
42 Mädchenkleider

### Männerwäsche:

15 Hemden, 4 Unterhosen, 1 Unterhemd,  
1 Nachthemd, 23 Knabenhemden

### Männerkleidung:

1 Hose, 3 Kittel, 1 Weste, 12 Knabenhosen,  
10 Blusen, 4 Schürzen

### Wäsche, Bettwäsche und Betten:

3 Kinderbetten, 3 Kinderkissen, 1 Matratze mit  
Kopfteil, 1 Bettrost, 1 einteilige Matratze,  
4 Strohsäcke, 1 Strohmatratze, 2 Unterbetten,  
2 Deckbetten, 28 Haipfel, 8 Kopfkeile,  
3 Bettteppiche, 13 Bettbezüge, 12 Leintücher,  
25 Kissenbezüge, 4 Tischtücher,  
25 Küchentücher, 6 Handtücher

### Geschirr:

41 Messer, 63 Gabeln, 66 Löffel, 24 kleine  
Löffel, 448 Teller, 34 kleine Teller,  
69 Untertassen, 42 Gläser.

## Wahlen in Gechingen:

Im Dezember 1948 wurden Wahlen für Vertrauensleute der Vertriebenen durchgeführt: „Wahlberechtigt sind alle Ausgewiesenen mit Ausweis im Alter ab 18 Jahren. Die Wahl ist geheim“. Frau Zielke aus der 5-köpfigen Pfarrersfamilie Zielke erhielt 7 Stimmen, Franz Schön 5 Stimmen. Frau Zielke war somit als Vertrauensperson gewählt.

Die Gechinger Zuwanderungsbewegungen in den Nachkriegsjahren: Bis 1949 wurden in Gechingen 14 Flüchtlingsfamilien mit insgesamt 62 Personen aufgenommen, dazu ein Ehepaar ohne Kinder und 4 Einzelpersonen ohne Familie. Am 05.10.1949 meldete die Gemeinde Gechingen an das Landratsamt zusätzlich 12 Ausgewiesene, die sich auf 3 Familien und 5 Einzelpersonen verteilten. Damit war das vorgeschriebene Soll von 80 Personen erreicht.



Darüber hinaus mussten 38 Personen aufgenommen werden, Arbeiter der Firma Hollerith mit ihren Angehörigen. Dazu kam es dadurch, dass die früheren Hollerithwerke von Hechingen nach Böblingen verlagert wurden: Während die Firma somit von der französischen in die amerikanische Besatzungszone wechselte, mussten die Betriebsangehörigen weiterhin in der französischen Zone bleiben, denn die amerikanische stellte ihnen keinen Wohnraum zur Verfügung. Die Gemeinde Gechingen bot diesen Hollerith-Mitarbeitern Wohnraum an. Dadurch entfiel der Zwang, weitere 126 Vertriebene aufzunehmen. Unter den Hollerith-Arbeitern befanden sich zahl-reiche Berliner und Brandenburger.

1951 sah die Einwohnerstatistik von Gechingen folgendermaßen aus: von insgesamt

1049 Einwohnern waren 857 Einheimische, 103 Ausgewiesene, 53 Evakuierte und 36 Zonenflüchtlinge. Der Anteil der Einheimischen betrug somit 81,7%.

Erst 1953 wurde die Wohnraumbewirtschaftung abgeschafft. Von nun an konnte wieder jeder selber über seine Räume verfügen, wechseln oder vermieten.

Auch in den Fünfziger-Jahren zogen noch zahlreiche Familien in die Gemeinde Gechingen. Sie kamen aus Berlin-Brandenburg (7), Jugoslawien (6), Danzig-Westpreussen (4), Schlesien (3), Sachsen (3), Estland (3), Rumänien (3), Pommern (2), Ostpreussen (2), aus der Tschechoslowakei (1), aus dem Warthegau (1) und aus der UdSSR (1).



*Statt dem Konferenzaufsatz:  
Beitrag zur Sammlung volkstümlicher Über-  
lieferungen betreffend die Gemeinde  
Wenden O. H. Nagold.*

Von Schullehrer Karl Wörner

Im März 2001 Vorwort der Redaktion: Anlässlich des Besuches des Kreisgeschichtsvereins in Wenden trug Hermann Wörner, der Enkel des Autors, Auszüge aus der Sammlung volkstümlicher Überlieferungen des ehemaligen Wendener Filialschulmeisters Karl Wörner vor. Dieser 100 Jahre alte Bericht birgt soviel Beispielhaftes und Wissenswertes über einen Ort unseres Kreises, daß wir ihn ungekürzt unseren Lesern zugänglich machen möchten. Für die Zustimmung zur Publikation danken wir Herrn Ortsvorsteher Immanuel Deuble in Wenden.



*Schullehrer Karl Wörner*

„Wenden, d. 30. April 1900

Die Gemeinde Wenden mit ihren rund 200 Bewohnern ist ein Schwarzwalddörflein im Oberamt Nagold. Sie befindet sich links der Nagold, ein Stündchen von derselben entfernt, 570 m über dem Meer. Der Muschelkalkboden, welcher den größten Teil der Markung einnimmt, erinnert lebhaft an die Gegend rechts der Nagold, an das Gäu. Man nennt deshalb die Umgegend des Ortes „Heckengäu“.

Im Norden des Dörfleins zieht sich, einige Minuten davon entfernt, der Schwarzenbach mit seinem klaren und frischen Wasser in östlicher Richtung dahin. Dieser bildet größtenteils die Grenze, solange er sich innerhalb der Orts-

markung befindet, zwischen Muschelkalk und rotem Sandstein. Die nicht besonders hohe Lage des Ortes und der Kalkboden lassen noch gerne den Getreidebau zu, so dass alle Gattungen Getreide gedeihen, wodurch sich dieses Dörflein von den eigentlichen Schwarzwald-dörfern unterscheidet.

Andrerseits ist eine ausgedehnte Waldung mit gänzlichem Schwarzwaldcharakter sehr nahe.

Von dieser eigentümlichen Lage des Ortes hängt sowohl die Beschäftigung als auch die Lebensweise der Bevölkerung ab. Die Hauptbeschäftigung ist neben Waldarbeit Ackerbau und Viehzucht. Fabrikarbeiter, die so vielfach Neuerungen in Säte und Brauch in ein Dorf hineintragen, gibt es nicht, auch ist der Ort wegen seiner geringen Größe und seiner abseits von der Hauptverkehrsstraße befindlichen Lage vom Fremdenverkehr so ziemlich abgeschlossen.

Daher kann der von den Städten ausgehende Zeitgeist hier nicht leicht und rasch ansteckend wirken. Genusssucht, Vergnügungssucht und Begehrlichkeit sind bis jetzt ferngeblieben.

Würde sich ein Städter auch nur eine kurze Zeit hierher begeben, um mit dem Bürger die rauhe, wenig Abwechslung bietende Mahlzeit zu teilen und besonders noch die Einfachheit der Kleidung auch der vermöglichsten Bewohner beobachten, so würde er sich in die Zeit vor 100 oder 200 Jahren zurückversetzt fühlen, obwohl in dieser Hinsicht in den letzten Jahren schon eine kleine Änderung eingetreten ist.

Das saure Landbrot würde dem Stadtkind nicht lange munden. Der nervenerregende

Kaffee, ohne den sich dasselbe kein Frühstück denken kann, spielt so viel wie keine Rolle. An dessen Stelle tritt der besser stopfende Haberbrei oder die Habersuppe.

Hoch in Ehren stehen die Spatzen. Solche kommen fast täglich auf den Tisch und fehlen bei keinem Gemüse. Mittags gibt es solche statt den Kartoffeln, welche noch abends verspeist werden. Bei vielen geht das Sauerkraut das ganze Jahr nicht aus, oft kommt das frisch geschnittene Kraut zum alten hinein. Regelmäßig kommt Sauerkraut sonntags und montags auf den Tisch.

Am Sonntag nach Fasnacht werden die bekannten Küchle gebacken, selten tags zuvor. Ihre Zahl ist erstaunlich groß.

Wie sind doch an diesem Vormittag die Weiber in Anspruch genommen! Die feinste Suppe, die man zu bereiten versteht, ist die

Während der Arbeitszeit wird nichts gegessen, oder selten etwas, erst nach Feierabend wird nur Brot mit Most gereicht.

Besondere Bräuche bezüglich des Kochens und Backens an den mancherlei Festtagen sind nicht vorhanden, ausgenommen Christfest und Kirchweih. Um Unzufriedenheit und Reiberei, welche wegen der Benutzung des Gemeindebackhauses entstehen könnten, vorzubeugen, wird einige Tage vor dem Fest das Backen vor dem Backhaus verlost. Danach werden nach Belieben die Lose wieder ausgetauscht.

Um Kleinbackwerk handelt es sich auch an Weihnachten nicht, so etwas will den Weibern nicht geraten, fehlt ihnen doch auch dazu das schöne weiße Mehl, die Geduld, und um alles wollen sehr viele die Eier nicht daran geben, die man doch um diese Zeit am besten verkaufen kann. Es werden riesengroße Brezeln



*Inschrift an einem Wendener Bauernhaus*

Nudelsuppe, deshalb fehlt sie nie an Familienfesten: Hochzeit, Konfirmation. Schon 14 Tage vor der letzten kommt so eine Nudelfabrikantin aus der Stadt, kauft Eier zusammen und nimmt Bestellungen auf Nudeln entgegen. Nudeln selbst zu fabrizieren ist hier nicht jeden Weibes Sache, ja eine ganze Ausnahme. Dazu fehlt die Geduld, lieber noch Holz sägen oder spalten.

Dieselben Küchle, die zur Fastenzeit aufgetischt werden, werden hergestellt, wenn nach der Ernte die Sichel und nach dem Dreschen die Pflögel wieder aufgehängt werden. Früher gab es für die hanf- und flachsbrechenden Tagelöhnerinnen einen anderen Leckerbissen, sogenannte Milchknollen beim Mittagessen. Jetzt fällt aber vorteilhaft das Mittagessen weg, da die Brecherinnen erst um 11 Uhr mit ihrer Arbeit beginnen dürfen.

gebacken, davon bekommt auch der Postbote ein Exemplar. Solange derselbe kein Fuhrwerk hatte mit Ross und Wagen, kam er am Tage vor dem Christfest mit seinem großen Schlitten oder Karren, um die Weißbrote oder Brezellast nach seinem eine Stunde von hier entfernten Hause, mit Beihilfe eines Sohnes oder einer Tochter, zu verbringen.

Ähnlich verhielt es sich in dieser Beziehung an der Kirchweih. Auf diesem Fest wird nach gutem alten Brauch massenhaft Kuchen gebacken. Gewöhnlich hat der dünne Kuchen einen fingerdicken Boden. Neben dem Kuchen ist auch das Fleisch überreichlich vertreten. Schon 8 bis 10 Tage vor dem Fest gehen Metzger von Haus zu Haus, um Bestellungen auf Fleisch, besonders Schweinefleisch, zu neuem Sauerkraut zu notieren. Diese

Handwerksleute haben in den Tagen vor der Kirchweihe vollauf zu thun. Fast unbegreiflich erscheint es, wenn man erfährt, dass in manches Haus 12 Pfund Fleisch nur für die Kirchweihzeit geliefert wird. Diese fleischliche Kirchweihe ist eine Art Gemeindefest, welches jede Familie in ihrem eigenen Haus zu gleicher Stunde feiert. Nachmittags kommen die jungen Mädchen auf Haufen zusammen und besehen beieinander die Kleider (das Häs), da wird gemustert, wer wohl das schönste an diesem Tag auf dem Leib trägt. Wochenlang hatten die Nähterinnen (Näherinnen) vollauf zu thun. Ist das Sonntagskleid schon mitten im Sommer für den Sonntag sehr schäbig, so bekümmert sich die Besitzerin nicht sehr darum, es muss doch getragen werden bis zur Kirchweihe, das sehen ja doch alle andern ein. Nur die Kirchweihe bringt ein neues Häs, sei es für das Mädchen oder für den Knaben, für die Frau oder für den Mann. Von einer besonderen Tracht kann schon seit einigen Jahrzehnten nicht mehr geredet werden. Nur noch ein Mann wandert mit seiner gelben Lederhose zur Kirche.

Um noch näher auf die Kleidung einzugehen, kann zu der Einfachheit gesagt werden, dass nicht ein einziges Mädchen sonntags einen Hut trägt. Dies würde als der höchste Grad des Hochmuts angesehen. Nur spärlich richtet sich die Kleidung nach der Mode.

Die Reinhaltung der Kleidung lässt bei den meisten Familien sehr zu wünschen übrig. Man sieht den Schmutz nicht mehr, das Loch, den Riss. Viel zu spärlich wird das Wasser zur Reinigung der Kleider und des Körpers benützt, so dass es scheint, als habe man eine ganze Scheu vor dem nassen Element.

Indoch ist jetzt Hoffnung auf eine Änderung in dieser Hinsicht vorhanden, dass das Wasser immer mehr zu seinem Zweck benutzt wird. Seit vorigem Sommer ist das reichlich vorhandene sehr gute Wasser in die Häuser geleitet. Es muss doch nach und nach, wenn auch erst nach einem halben Jahrhundert, die Macht über Gewohnheit weichen, und die Leute müssen doch die wohltätige Wirkung der Reinlichkeit fühlen, wenn das neue Geschlecht anfängt solche zu pflegen, eingedenk wiederholter Belehrungen und Ermahnungen in der Schule.

Erst charakteristisch ist es, wenn man in der Heidelbeerzeit bei Weibern schon von Ferne

auf den Heidelbeergenuß, durch die dunkle Färbung der weiten Umgebung des Mundes, schließen kann. Doch keine Regel ohne Ausnahme, es herrscht in einigen Häusern auch die Reinlichkeit.

An der Konfirmation zeichnet kein besonderer Schmuck den Knaben oder das Mädchen aus. Von einem Sträußchen oder Kränzchen ist keine Rede. Vereinzelt tragen noch die Mädchen auf dem Kopf an den genannten Tagen ein Netz, wodurch das Mädchen einen weiberartigen Eindruck macht, doch wird dieser eigentümliche Kopfschmuck bald ganz verschwinden.

Es sei noch bemerkt, dass die Kinder ihre Kleider mit Heidelbeersammeln verdienen müssen, auch bei Kindern der wohlhabendsten Eltern. Dabei wetteifern bemittelte mit unbemittelten Kindern.

Bei alt und jung gibt es im Hochsommer keinen Feierabend. Ja die meisten können vom Frühling bis zum Winter von keinem Feierabend sprechen.

Eine Feierabendbank vor dem Haus fehlt überall.

Wer sich sommers vor dem Eintreten der Dunkelheit auf eine Bank vor dem Haus setzen würde, könnte leicht als Faulenzer schief angesehen werden. Es gibt Schaffgeister, gerade unter den Wohlhabendsten, denen es gar nicht wohl ist, wenn sie nicht die letzten von der Feld- oder Waldarbeit Heimkehrenden sind, auch wenn zu Hause noch ein Haufen Arbeit auf sie wartet.

Mit vorübergehend neidlichem Blicke wird der weniger an Gütern Besizende von Einzelnen betrachtet, wenn er abends vor seinem Hause unthätig stehend sich sehen läßt.

Vollends der Schullehrer, der einzige Herr im Filialdörflein, nach der Meinung der Bauern, der kleinen und großen, ist der einzige, welcher nach ihrer Ansicht es gut hat. Der darf nicht schaffen, heißt es, und hat dazu sein gutes Auskommen, so dass er alle Tage herrlich und in Freuden lebt. O, dieser viel beneidete Filialschulmeister. In der Heu- und Frucht- und Öhmdernte mag er sich nicht blicken lassen, wenn er die Leute so sehr rennen und jagen sieht.

Abends wird noch das nötigste im Haus und Stall besorgt, zu Nacht gegessen, der Abendsegen mit ganz besonders leierndem Ton



gelesen und bald darauf strecken sich die müden Glieder zum Schlummer aus, um mit Sonnenaufgang die Tagesarbeit, das Rennen und Jagen, mit erneuter Frische zu beginnen. Draußen im Freien ist den Leutlein wohl, wenn sie aus ihrer dumpfen, so sehr der guten Luft entbehrenden Stube herauskommen. Kommt im Frühjahr ein warmer, sonniger Tag, wie zieht es die Arbeit-samen hinaus in Feld und Wald, sie können es nimmer zu hause aushalten. Es geht ihnen wie dem lieben Rigelein, das im kalten, trüben Winter in die Stube aufgenommen wurde und jetzt beim ersten Frühlingswehen die Sehnsucht nach dem Wald und Feld mit Macht erwacht.

Den Sommer über erlaubt die Zeit es höchst selten, Löcher an den Strümpfen zu stopfen oder an den Kleidern etwas zu flicken, auch fehlt ganz dazu die Geduld, ein festes Sitzenbleiben. Man spart solche Arbeiten womöglich für den Winter auf. Häufen sich aber die Flickarbeiten allzusehr, so nimmt man auf einige Tage, besonders an Regentagen, die Nähterin ins Haus. Ihr Lohn verursacht keine große Ausgabe und die Kost kommt fast nicht in Betracht. Denn wenn vielfach 6 bis 9 Kinder sich am Tische es schmecken lassen, so kommt es auf eine weitere Person auch nicht mehr an.

Soll das unentbehrliche Schuhwerk wieder auf einen guten Stand gebracht werden, so nimmt man den Schuster in die Kost. Zur Anfertigung der Kleidung nimmt man den in einem benachbarten Dorfe wohnenden Schneider ins Haus. Will eine Tochter sich verhelichen, so wird dem Schreiner wochenlang die Kost gereicht. Seine Werkstätte ist die Scheune des Kostgebers. Die schon längst bereit gehaltenen Bretter, welche aus einigen schönen Langholzstämmen des Bauers geschnitten wurden, kommen jetzt zu ihrer ehrenvollen Verwendung.

Der Sommer und der Herbst, bis weit in den Winter hinein, ist eine Zeit ernster körperlicher Arbeit auch für die schulpflichtigen Kinder. Schon mit dem zwölften Jahre muß der Knabe, manchmal auch das Mädchen in der Heu- und Öhmdernste tüchtig drauflos mähen. Vom achten Lebensjahr an sind die Kinder sehr mit Feldarbeit in Anspruch genommen, besonders in der Ferienzeit. Auch kommt es sehr oft vor, dass ein Schüler, bis morgens die Schule beginnt, schon ein bis zwei Stunden teils auf dem Felde, teils im Stalle gearbeitet hat.

Es ist nicht zu verwundern, wenn dann solche Schüler sehr bald anfangen zu gähnen. Die Schule ist bei alt und jung sommers so ziemlich Nebensache und muss die starke Inanspruchnahme der Kinder durch die Eltern sehr büßen. Im Anfang des Winters handelt es sich noch um das Dreschen. Dies muß vielfach die Mutter mit ihren Kindern allein übernehmen. Man könnte es nicht glauben, wenn man nicht selber sehen würde, dass oft neunjährige Kinder beiderlei Geschlechts bei dieser anstrengenden Arbeit beteiligt sind. Noch im Dezember beginnt das Dreschen um 6 Uhr morgens bei finsterner Nacht, beim schwachen Schein einer Stallaterne, und endigt abends mit dem Eintritt der Dunkelheit. Erst jetzt wird das Nachmittagsvesper eingenommen.

Die mit Holzhauen beschäftigten Männer kehren jetzt vom Walde in die stark geheizte Stube zurück. Ist das Dreschen vorüber und ist der Pflögel aufgehängt, so wird gestrickt und geflickt bis zur späten Abendstunde. Die Jünglinge treiben sich bei halbwegs günstigem Wetter auf der Ortsstraße herum, andernfalls sitzen sie in einem Haus zum Kartenspiel zusammen.

Was das Spinnen anbelangt, so kann bemerkt werden, dass gegen früher bedeutend weniger gesponnen wird und dasselbe immer noch mehr im Abnehmen begriffen ist. Es heißt allgemein, dies lohne sich nicht mehr durch die billigen Spinnereien. Der Bauer hält viel auf ein weißes Hemd, besonders wenn sein Weib oder seine Tochter den Stoff dazu geliefert hat. Unter keinen Umständen würde er des Sonntags auf die weißen Hemdsärmel verzichten. Von Spinnstuben ist kaum noch die Rede, kommt es doch sehr selten vor, dass das Spinnrad aus dem Hause getragen wird. Dagegen begeben sich die Mädchen mit ihrer Strickarbeit so ziemlich allabendlich in das Haus des Nachbarn, der Freundin oder eines Verwandten, um unter munterem Geplauder bis zur späten Abendstunde, bis 10 oder 11 Uhr, die Strickarbeit zur Vollendung zu bringen. Natürlich kommt dann alter oder neuer Dorfklatsch aufs Tapet. Leider begeben sich sogar Mädchen, die kaum drei Jahre die Schule besuchen, in den sogenannten Liachtgang (Lichtgang). Es läßt sich denken, dass bei solcher Jugend die Nachtarbeit fast null ist und dass manchmal unlauteres Geschwätz die Ohren kitzelt, von welchem hie und da etwas

hängen bleibt. Am andern Morgen ist der Kopf schwer und leer. Die Hausaufgaben schlecht ausgeführt und memoriert. Es muss deshalb jeden Winter in der Schule vor den Lichtgängen gewarnt werden.

An Nachmittagen, welche für die Schüler der Oberklasse schulfrei sind, werden die sogenannten Stubengänge ausgeführt, welche seltener sind und oft über Feld zu Verwandten oder Paten führen. Morgens wird winters um 6 Uhr geläutet, bald darauf ist Leben im ganzen Dörflein.

Über Sonntagsvergnügen kann nicht viel gesagt werden, sie beziehen sich nur auf den Sommer. Bei warmem, trockenem Wetter gruppiert sich die ledige Jugend nach Alter und Geschlecht am Waldessaume, wo bald an einem schattigen Rain gelagert wird.

Die älteren begeben sich mit Pfeife in die Dorfschenke. Es kann jedoch den Männern zur Ehre und den Weibern zur Freude gesagt werden, dass keiner bis zum Betrunkensein sitzen bleibt. Die Tabakpfeife kann nicht lange entbehrt werden. Sonntags mit dem langen blauen oder auch dem kurzen schwarzen Kirchenrock angethan, dabei die dampfende Pfeife im Mund, wandern die älteren Männer zu der 1/4 Stunde entfernten Kirche, bei dem Ziel angelangt, wird der rauchspendende Gegenstand in die Tasche geschoben.

## Nun folgen Bräuche bei Geburten, Taufen und Hochzeiten.

Von einer Familie wird mit Bestimmtheit erzählt, dass man sofort nach der Geburt ihres erstgeborenen Sohnes die Finger und Zehenspitzen ins kalte Wasser tauchte, damit es dieses Menschenkind niemals in die Hände oder Füße frieren sollte. Man konnte aber von dem jetzt zum Manne herangewachsenen nicht erfahren, dass Genanntes der Fall gewesen sei. Streng wird nach dem Wochenbett der Brauch eingehalten, dass sich die betreffende Frau nie auf das Feld begibt, ohne vorher in der Kirche beim Gottesdienst gewesen zu sein. Der erste Besuch mit dem Kindlein bei Verwandten oder Freunden wird mit zwei Eiern belohnt.

Die Taufen finden immer sonntags statt, wenn der Geistliche Christenlehre hält, was alle 14 Tage geschieht. Der Taufschmaus ist in jedem Hause höchst einfach und währt nicht lange. Der

Name richtet sich beim Erstgeborenen nach den Eltern, bei weiteren Kindern nach dem der Verwandten, besonders der Taufpaten. Der Name „Barbara“ ist fast überall anzutreffen, wo Mädchen sind. Sehr häufig wird auch der Name „Hansjörg“ genannt.

Die hier selten vorkommenden Hochzeiten sind gewöhnlich im Frühjahr oder Sommer, damit die junge Frau bei der Feldarbeit sofort einspringen kann. Der Aussteuerwagen wird reich geschmückt, von der Braut und einigen Jugendfreundinnen und Freunden begleitet.

Unterwegs wird viel geschossen. Kommt ein solcher Wagen im Dorfe an, so gibt es ein hallo, als ob mindestens mehrere Kamel- oder Lärmtreiber sich eingestellt hätten. Jung und alt schaut mit großen Augen lange vor dem Wagen sich aufhaltend. Meist nimmt das junge Ehepaar im Elternhaus des Bräutigams seine Wohnung. Die Eltern oder der noch lebende Vater oder die Mutter müssen sich bezüglich des Raumes manchmal sehr einschränken. Es kommt daher vor, dass alles in einem Zimmer schläft, nur durch einen Vorhang ist alt und jung geschieden. Es wird hier ganz und gar nach dem Vermögen geheiratet, nicht nach Neigung, Begabung und Kenntnissen. Die Braut soll dem Bräutigam an Geld und Gut gleichstehen oder noch mehr haben. Bei der Werbung wird zuerst die Frau nach dem Beibringen befragt. Dadurch werden manchmal sehr unkluge Schritte getan. Ob die Braut einmal eine Haushaltung gut zu führen versteht, wird wohl selten bedacht. Die wenigsten Mädchen kommen aus dem Dorfe oder seiner Umgebung hinaus, um in anderer Küche und Haus etwas Tüchtiges zu lernen, besonders Reinlichkeit sich anzugewöhnen und Erfahrung für das spätere Leben zu sammeln, auch Gehorsam und Anstand zu üben. Durch solche Heiratsgründe sind die Eltern der Kinder stets darauf aus, möglichst viel Geld zusammenzusparen. Die Eltern bekommen bei der Verheiratung des Sohnes den Sitz im Hause, ebenso die Geschwister.

Für die ersteren besteht das Ausdingrecht. Es wird mit ihnen amtlich festgehalten, wieviel sie täglich Lebensmittel erhalten sollen, zum Beispiel wieviel Milch, Butter, Eier und so weiter.

Am Tage vor der Hochzeit begibt sich ein verheirateter Hochzeitsläder, mit längerem farbigen Bande an der linken Brustseite, von

Haus zu Haus, um zur Hochzeitsfeier einzuladen, ebenso auch in der Nachbargemeinde.

Die Hochzeit findet immer in dem Ort statt, in welchem das junge Paar sich häuslich niederlässt. Am Hochzeitstag wird von der ledigen männlichen Jugend vor dem Hause der Braut oder des Bräutigams oder auch in unmittelbarer Nähe des Dörfleins geschossen. Dies geschieht winters schon um 6 Uhr kurz nach dem Läuten der Frühglocke. Der Hochzeitstag ist entweder der Dienstag oder der Donnerstag.

Die Braut ist gewöhnlich aus einem nahe liegendem Dorfe. Am Tag der Hochzeit wird dieselbe mit ihren Jugendfreunden mit einem zu diesem Zwecke zugerichteten Leiterwagen abgeholt. Diesem schließt sich ein zweiter Wagen mit weiteren Freunden und Bekannten an. Wer unterwegs vor einem solchen Wagen eine Stange hält, vor dem muss der Wagen anhalten bis eine gütige Hand von demselben herab dem kühnen Anhalter ein Geldstück verabreicht hat. Ein solcher kann ein zehnjähriger Knabe sein. Geldgierige Schulknaben benützen oft diese Gelegenheit. Noch bis vor 70 Jahren habe man die Braut zu Pferde abgeholt. Wer im Dorfe der Besitzer eines Pferdes war, sei mit dem Bräutigam fortgeritten, um dem Brautzug ein Ansehen zugeben. Die Braut und der Bräutigam hätten sich auf ein und dasselbe Pferd gesetzt. Noch vor 50 Jahren geschah vor dem Kirchengang etwas außergewöhnliches, die Brautführer kamen mit den Mädchen in einer Scheune zusammen und kegelten um ein Hutband, jedes Geschlecht besonders.

Diese Bänder haben die Brautleute gestiftet.

Heutzutage beschenken dieselben die ganze anwesende ledige Jugend mit Kränzen und Sträußen, so dass fast die ganze Dorfjugend wohlgeschmückt in der Kirche bei der Trauung sich befindet.

Für diesen Schmuck haben die Brautleute schon bis zu 40 Mark ausgegeben. An Hochzeiten im Wirtshause beteiligen sich nur die Brautleute, die Brautführer mit den Mädchen und einigen Altersgenossen aus der Verwandtschaft, vorausgesetzt, dass die Eltern der Braut oder des Bräutigams im Orte der Trauung noch am Leben sind. Bei denselben speisen dann die älteren, verheirateten Personen aus der Verwandtschaft. Später beteiligen sich diese auch

an der Feier im Wirtshause.

Ein solcher Hochzeitstag ist für das ganze Dörflein ein Festtag und Freudentag! Eigentliche Tanzmusik gibt es nicht. Es kommt vor, dass noch in später Abendstunde ein Musikheld die Ziehharmonika spielt, dann kommt es noch zu einigen Tänzchen. Sonntags darauf ist noch eine kleine Nachhochzeitsfeier.

Die Gedanken wenden sich von dieser Freudenfeier zu dem Kranken- und Totenbett. Bei Krankheiten wird frühzeitig der Arzt beraten. Damit aber die Ausgaben für einen solchen nicht zu groß werden, holt man den Schäfer in M.. Hausmittel aus selbstgesammelten Pflanzen gibt es keine. Nur eine ältere Frau sammelt für sich allerlei Kräuterlein. Viel Gefühl für ein Krankes ist nicht vorhanden.

Je schwerer die Krankheit und je mehr Ruhe der Patient bedarf, desto mehr Schwatze weiber stellen sich ein und dazu oft erst ziemlich spät am Abend, so daß der Kranke nachher todmüde ist und sich bei ihm vor Erregung kein Schlummer einstellen kann.

Tritt ein Todesfall ein, so stellt sich zum Nachtwachen in der ersten Nacht die ledige Jugend ein, sowohl die männliche als auch die weibliche. Daß dann keine passenden Gespräche geführt werden und es zu lebhaft dabei zugeht, lässt sich denken. In der zweiten Nacht wacht die verheiratete Mannschaft, wenigstens wer Lust dazu hat, sich herzugeben. Was die Leichenansagen betrifft, so begeben sich zwei unbemittelte Frauen in die benachbarten Dörfer, um zur Teilnahme bei der Beerdigung zu bitten und um dafür eine kleine Gabe in Empfang zu nehmen. Es ist daher eine große Bettelei mit einer solchen Bekanntmachung und Einladung verbunden.

Es folgen noch in Kürze einige Bräuche.

Nach der Ernte bei der Sichelhenke bekommen die Dienstboten ein Geschenk von 3 Mark. Die weiblichen Dienstboten wechseln stets an Martini und die männlichen an Weihnachten.

Am Pfingstmontag läuft ein Knabe von Haus zu Haus, ein mit farbigen Bändern geschmücktes Tannenbäumlein tragend. Man nennt ihn den „Pfingsthannes“. Er erwartet als Gabe ein Ei. Am Nikolaustag hängen Knaben ein Läutegschirr um den Hals und lassen sich von anderen durchs Dorf treiben.



Was den Aberglauben anbelangt, so verschwindet er, wie andernorts, auch hier. Es wird bei manchen noch ein Stückchen stecken, das nicht an die Öffentlichkeit kommt. Eine Familie ist als besonders abergläubisch bekannt. Wenn zum Beispiel ein gekauftes Stück Vieh in den Stall verbracht wird, so muss es über den kreuzweise übereinander gelegten Misthaken und Stallbesen schreiten. Zu welchem Zweck dies geschieht, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Wahrscheinlich kommt dadurch keine Hexe an das Vieh, oder wenn eine solche schon an demselben ist, so muss sie unter der Stalltüre zurückweichen. Oder will das Pferd am Wagen nicht mehr weitergehen, so wird es ausgespannt und dreimal im Ring herumgeführt. Es ist auch schon beobachtet worden, dass diese Leute am Freitag den Kühen ein Kreuz auf den Rücken gemalt haben, wahrscheinlich, damit nichts Schlimmes an sie kommt.

Wenn jemand über Feld wollte, um einzukaufen oder ein Geschäft zu machen, so soll es früher oftmals vorgekommen sein, dass, wenn ein Hase über den Weg sprang, die Person wieder umkehrte, da dies nach derselben Ansicht kein Glück bedeutete. Wenn dagegen ein Vogel voraushüpfte, so sollte das ein sehr günstiges Zeichen sein.

Sagenhafter Stoff ist nur spärlich vorhanden. Im nahen Buhlerwalde heißt eine Waldabteilung „Steinmauerle“. Es wird dazu erzählt, dass an diesem Platz eine Stadt gestanden sei. Ein anderes Stück Wald wird „Kalköfele“ genannt, denn es soll hier viel Kalk gefunden worden sein. Ein alter Mann erzählte, sein Vater habe in dessen Nähe viel eichenes Bauholz aus der Erde gegraben und ihm gezeigt. Dies habe der Vater zufällig entdeckt, als er einmal auf dem Acker ein größeres Loch grub, wahrscheinlich um einen Baum zu pflanzen. Steinmauerle und Kalköfele befinden sich nebeneinander. Von ersterem sind nur einige Steintrümmer vorhanden, welche von der Stadt herrühren sollen. Es ist anzunehmen, dass einst eine Ziegelei an diesem Ort errichtet war. Unweit davon ist der sogenannte „Streitacker“, der seinen Namen von einer daselbst stattgefundenen Schlacht haben soll.

Einst sei nachts sehr oft der wilde Jäger durch das Dörflein gezogen und habe am Dorfbrunnen sein Pferd getränkt. Auch der bekannte Gaisbock sei nachts hier herum-

gesprungen.

Nichts erinnert mehr an die alte Zeit, als die Wohnungen und das Stubengeräte. Doch ist weder ein Schindel- noch ein Strohdach vorhanden. Sogar ist ein Haus mit Falzziegeln gedeckt.

Die meisten Häuser befinden sich in der Dorfstraße und haben dieselbe Richtung. Die größeren Bauern haben zwei Viehställe, welche sich links und rechts vom Hausöhrn befinden. In vielen Häusern führt eine hintere Haustüre zu den Gras- und Baumgärten und dem Schweinestall.

Neben dem Haus steht noch ein Schopf, in welchem Holz oder Stroh untergebracht wird. Eine schmale gerade Stiege führt in den oberen Öhrn an der Gartenseite. Nachdem man zweimal eine Rechtswendung gemacht hat, kommt man auf die Stubentüre zu.

Beim Eintritt in die Stube fällt dem Fremden sofort der große Kachelofen auf, an welchem eine Vertiefung, die sogenannte Hölle, angebracht ist. Dieselbe kann so viel Wasser fassen als ein Kübel hält. Mancher Ofen ist mit einer Jahreszahl noch vom 18. Jahrhundert versehen.

Der dunkle, bretteerne Plafond gibt der ganzen Stube ein düsteres Aussehen. Sie ist sehr niedrig und die Fenster sind entsprechend klein. Diesen entlang zieht sich ein Bank, den Tisch von zwei Seiten umgebend. Um den Ofen herum sind Stangen angebracht, welche durch in die Decke getriebene eiserne Klammern gehalten werden.

In jeder Wohnstube ist durch Vorhänge eine Nische hergestellt, welche zwei oder drei Betten enthält. Denn das Nebengemach reicht nicht für eine Familie von vier und mehr Personen aus. Winters ist fast jedes Haus mit Vorfenstern versehen. Der Tisch befindet sich in der Ecke, in welcher zwei Fensterreihen zusammenkommen.

Die Dächer haben teilweise eine sehr steile Richtung. Da sich stets die Stallung unter der Stube befindet, so herrscht in derselben, auch wegen der mangelhaften Lüftung, eine dicke, dumpfe, schläfrig machende Luft. Mit dem Wohnhaus ist die Scheune zusammengebaut. Indoch sind auch einige alleinstehend.

Auch das Kirchlein ist zu erwähnen. Dies kleine sehr einfache alte Gebäude soll früher eine Kapelle gewesen sein. Eine im Inneren be-



findliche Säule trägt die Jahreszahl 1517. Alle 14 Tage wird im Kirchlein Christenlehre gehalten, viermal im Jahr das heilige Abendmahl gefeiert. Der einfache, viereckige Turm gibt dem ganzen ein plumpes Aussehen. Das Kirchlein ist das einzige verblendete Gebäude im Dörflein. Manche sind verschindelt, die meisten aber nur mit Kalkmilch überzogen, so dass das Gebälk hervortritt und auf größere Entfernung sichtbar ist.

Durch das Dorf führt nur eine Straße mit keiner Benennung; dagegen werden die Wege außerhalb des Ortes benannt. Gegen Süden ist der Müllerweg und Kirchweg, gegen Norden nach dem Buhlerwalde befindet sich die Buhlergasse und gegen Nordosten die Schönbronner Straße.

Eigentümliche Pflanzennamen sind: Drollblumen statt Sumpfdotterblumen, Gaggelstock statt Löwenzahn, Kamefeagarla statt Frühlingsenzian, Katzenpfötchen, welche in vielen Gegenden als Himmelfahrtsblümchen bekannt sind.

Die Bewohner Wendens werden „Pippele“ genannt. Was eine besondere Redensart anbelangt, so kommt der Ausdruck „apparte“ häufig vor. Er bedeutet so viel wie insbesondere. Ein Ausdruck der Verwunderung ist: „o, daß!“ oder

„ei, daß!“ Wenden heißt in der mundartlichen Form „Wenna“.

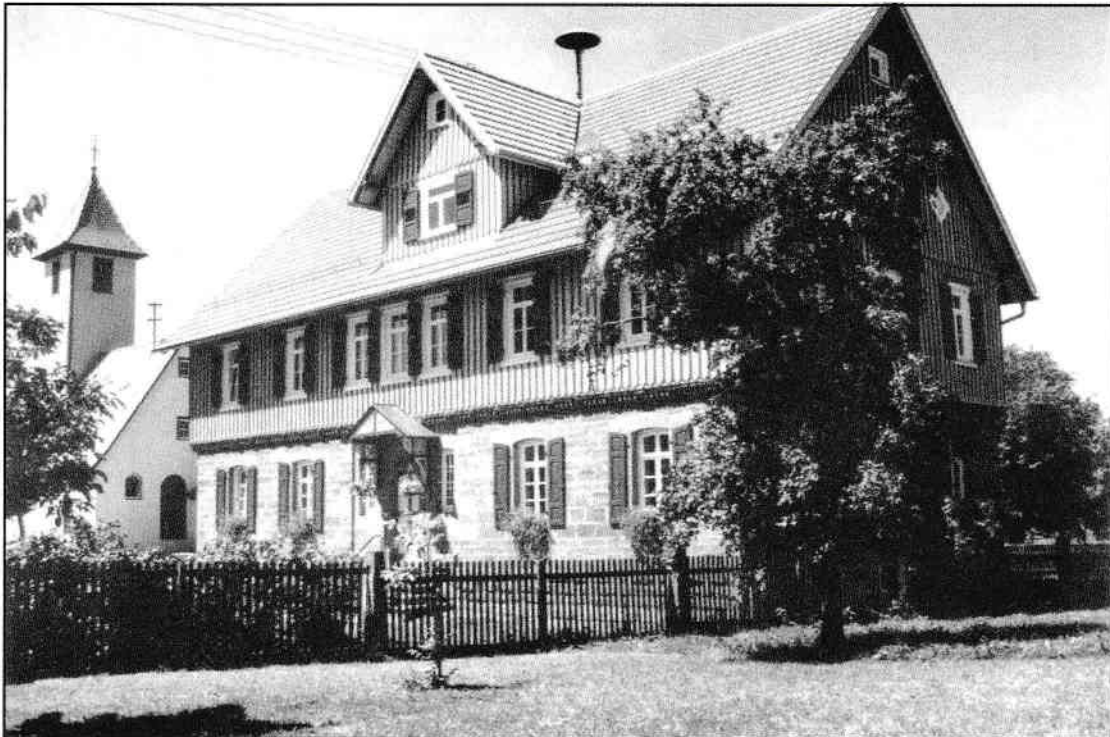
Die Mundart wird in dem Heidelbergliedlein ausgedrückt:

*Hohl, hohl, hohl  
mei Häfele, isch net vol,  
isch a bugglichs Mennle komma  
hot mer meine Hoabeer gnomma.  
Hohl, hohl, hohl  
mei Häfele isch net vol.*

*Hoam, hoam hoam,  
wer do bleibt isch aloa.  
Wer net got beim guata Wetter;  
der muaß hoam beim Reagawetter.  
Hoam, hoam, Hoam,  
wer do bleibt isch alloa.*

*Hoabeerleut sen komma,  
Hoabeerleut sen do.  
D' Hoabeer hen se gessa,  
hen leere Krädda brocht.*

Möge dieser kleine Beitrag zur Sammlung volkstümlicher Überlieferungen freundlich aufgenommen werden.“



*Das alte Wendener Schul- und Rathaus*